



[Nachdruck verboten.]

Trilby.

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

40]

„Sie iſt ja jetzt die Frau eines Andern; Williams Stuth wird ſich wohl oder übel zu Aſche verzehren müſſen, ſobald er ſich dieſe Thatſache einmal klar macht. Uebrigens hat ſie ihn neulich in den Champs Elyſées nicht einmal begrüßt und ihn abſichtlich überſehen. Tags darauf iſt er ſogar mit ihrem Mann handgemein geworden und ſie haben einander geſtoßen und geſchlagen; dadurch wird wohl jeder nähere Verkehr ein für allemal abgeſchnitten ſein.“

„Großer Gott, Herr Wynne — das hat mein Sohn gethan!“

„Jawohl, und er war ganz in ſeinem Recht. Der Mann hatte ihn gröblich beleidigt. William hat ſich tapfer ſeiner Haut gewehrt und zuletzt den Sieg davongetragen. Es iſt kein Unglück daraus entſtanden. Ich habe Alles mit angeſehen.“

„Wie entſetzlich! Sind Sie denn nicht dazwiſchen getreten?“

„Freilich; auch die andern Leute legten ſich ins Mittel. Ich verſichere Sie, es ging Alles mit rechten Dingen zu. Sämmtliche Knochen blieben heil und die Sache war auf der Stelle abgemacht, ohne Herausforderung auf Säbel, Piſtolen oder dergleichen Dummheiten.“

„Gott ſei Dank!“ rief Frau Bagot mit erleichtertem Herzen.

Nach etwa vierzehn Tagen hatte ſich der Kleine Billy wieder einigermaßen erholt und arbeitete fleißig in ſeinem Beruf. Er verfertigte zahlloſe Studien von Felſen, Klippen und Meer; Taſſy malte mit ihm und war ſeelenvergnügt. Von dem Streit zwiſchen dem Paſtor und dem kleinen Billy war nicht mehr die Rede; der geiſtliche Herr fand großes Wohlgefallen an Taſſy, deſſen Vetter, Sir Oſkar Wynne, ein Schulkamerad von ihm geweſen war, und lud ihn, ſo oft er nur konnte, zu ſich ein. Seine Tochter Alice befand ſich damals in Algier.

Auch der Adel der Nachbarschaft, ſammt dem lieben, guten Marquis, von deſſen Söhnen einer in Taſſy's früherem Regiment geſtanden hatte, erwies ſich ſehr höflich und gaſtfrei gegen die beiden Künſtler. Taſſy konnte nach Herzensluſt reiten und jagen und war bei Jedermann in Gunſt. So verging die Zeit aufs Angenehmſte und ſie feierten auch noch ein ſehr vergnügtes Weihnachtsfeſt im Familientreife, wenn auch ohne ausgeſaſſene Luſtbarkeit.

Als die Feſtſtage vorüber waren, beſtand der Kleine Billy darauf, nach London zurückzukehren, um ein Bild für die Ausſtellung zu malen. Taſſy begleitete ihn, und es wurde ſehr ſtill im Hauſe der Frau Bagot, deren Mutterherz ſich mit allerhand bangen Sorgen und Ahnungen quälte.

Auch in der ganzen Umgegend vermifchte man die beiden liebenswürdigen Maler, welche bei Hoch und Niedrig gleich

gut angeſchrieben waren; ſie hatten ja mit den ärmſten Fiſchern am Strande, mit Frauen und Kindern ebenſo freundlich verkehrt, wie mit den Schloßbewohnern, und hatten ſo herrliche Skizzen von der ſo ſchönen Küſten-Landschaft gemacht.

Die Svengali iſt in London angekommen. Ihr Name ſchwebt auf allen Lippen; ihr Bild ſteht in den Ladenfenſtern. Sie wird nächſte Woche in F's Monſterkonzerten ſingen. Ihr erſtes Auftreten ſollte eigentlich ſchon früher erfolgen, aber es iſt ein Hinderniß eingetreten — ein Zerwürfniß zwiſchen Svengali und dem erſten Violiniſten, der eine ſehr wichtige Perſönlichkeit zu ſein ſcheint.

Vor dem Bilderladen in Regent Street drängen ſich die Gaſſer in noch größerer Menge wie gewöhnlich, um die Photographien der Svengali in allen Größen und Koſtümern zu bewundern. Sie muß auch wirklich wunderſchön ſein: ihr Geſicht hat einen holdſeligen, freundlichen und dabei ſchweremüthigen Ausdruck und ſie iſt eine ſo vornehme Erſcheinung, daß eine Kaiſerkrone ſie noch beſſer zieren würde, als ihr kleines Sternendiadem. Eins der Bilder ſtellt ſie in einem klaffenden Gewande dar; ihr linker Fuß, den ſie auf einen niederen Schemel ſtützt, iſt nur mit einer griechiſchen Sandale bekleidet und ſo zart, weich und ebenmäßig — alle fünf Zehen ſo wunderſchön geformt, daß dies Bildniß die größte Bewunderung erregt und ſchneller verkauft wird, als alle übrigen.

Eben haben ſich drei Herren, ein kleiner und zwei größere, bis dicht an das Schauſenſter durchgedrängt. „Siehſt Du der Fuß, Sandy?“ fragte der eine, „ſannſt Du nun noch zweifeln?“

„Nein, das ſind Trilby's Zehen, ohne alle Frage,“ erwiderte Sandy; darauf treten ſie in den Laden ein und machen große Einkäufe.

Der Streit zwiſchen Svengali und ſeinem erſten Violiniſten war, wie man mir erzählt hat, bei einer Probe im Drury Lane Theater ausgebrochen.

Seit dem 15. Oktober, dem Tage jenes ärgerlichen Vorfalls in dem Pariſer Hotel, ſchien eine Veränderung mit Svengali vorgegangen zu ſein. Er war ſehr reizbar und wurde leicht heftig, beſonders gegen ſeine Frau. Offenbar hatte er einen grimmen Haß auf den kleinen Billy geworfen, den er zum erſtenmal wieder ſah ſeit der denkwürdigen Weihnachtsfeier auf dem Platz St. Anatole des Arts vor fünf Jahren. Damals waren ſie nach dem Abendeffen aneinandgerathen und Svengali hatte den Kürzeren gezogen; aber das war nicht der Grund ſeines Haſſes.

Als er bei der Fahrt in den Champs Elyſées den kleinen Billy am Brellſtein ſtehen ſah, hatte er ihn gleich wieder erkannt und war in Wuth gerathen. Doch konnte er nichts thun, als ihn geſtillt überſehen und von ſeiner Frau verlangen, daß ſie ein Gleiches that.

Tags darauf, bei ihrer Begegnung im Poſtbureau des Hotels, kam ihm der Maler ſo klein und jämmerlich vor, daß er der Verſuchung nicht widerſtand, ſeinen Born an ihn auszulaſſen.

Er hatte geglaubt, es mit ihm allein zu thun zu haben, aber wie bitterlich bereute er seine Uebereilung, als plötzlich und völlig unerwartet der Mann aus Yorkshire auf dem Schauplatz erschien, der dickköpfige Stier, der britische Philister, der Junker, der verfluchte Aristokrat, der ihm von jeher eine höllische Furcht eingeklagt hatte.

Gegen die Leiden Anderer war Svengali unempfindlich, aber für sein eigenes Wohlergehen sehr besorgt. Er scheute sich bei seinen überreizten Nerven vor jedem körperlichen Schmerz, jeder rauhen Berührung und besaß wenig persönlichen Muth. So ließ er sich denn von dem zornblitzenden Auge des verhassten Briten gleich ins Bodshorn jagen, leistete keinen Widerstand und konnte sich von der erlittenen Mißhandlung gar nicht wieder erholen. Tag und Nacht dachte er an den Schimpf, der ihm angethan worden; Taffy erschien ihm im Traum wie ein riesiger Alp, der ihn schlug und zwickte, bis ihm der Athem verging und er schäumend vor ohnmächtiger Wuth, Scham und Entsetzen aus dem Schlaf emporfuhr. Um die Ruhe seiner Nächte war es geschehen.

Das Alles zehrte an seiner Gesundheit, die ohnehin nur auf schwachen Füßen stand; er war nämlich älter, als man glaubte — fast fünfzig Jahre — und sein Leben war ein langer harter Kampf gewesen, der ihn sehr mitgenommen hatte.

Auch die wilde, eifersüchtige Leidenschaft, welche er für die Frau empfand, die zugleich seine Schülerin und Sklavin war, wurde ihm zu einer Quelle endloser Pein, denn tief in ihrem Herzen, das er doch allein besitzen wollte, trug sie das unverlöbliche, unzerstörbare Bild des kleinen englischen Malers und machte gar kein Hehl daraus.

Gecto's Liebe zu seinem Meister war ganz verschwunden. All sein Denken und Fühlen galt jetzt nur noch der Sklavin und Schülerin, der er mit der Treue eines Hundes diente, in reiner, selbstloser Hingebung und Verehrung, die jedoch nicht ohne Leidenschaft war. Das einzige Wesen, auf das sich Svengali verlassen konnte, war seine Verwandte, eine alte Jüdin, die er zu sich genommen hatte; aber selbst diese fing an, die Schülerin mehr zu lieben, als den Meister.

Bei jener Probe im Drury Lane Theater überstieg seine Reizbarkeit alle Grenzen; er unterbrach Madame Svengalis Gesang mehrmals in ungerechtem Zorn und schrie sie an, daß sie so falsch singe, wie ein verfluchter Kater. Zuletzt schlug er sie sogar ein paar Mal mit dem Taktstock auf die Finger, worauf sie in Thränen ausbrach, auf die Kniee fiel und mit gefalteten Händen bat:

„Oh, oh, Svengali! schlagen Sie mich nicht, mein Freund — ich thue ja Alles, was ich irgend kann!“

Da war Gecto plötzlich wüthend aufgesprungen und auf Svengali eingestürzt; es floß Blut und in Gecto's Hand ward ein kleines blutiges Messer sichtbar. Madame Svengali hielt den Kopf des Verwundeten auf ihrem Schoß; sie sah verwirrt und betäubt aus, als wisse sie nicht, ob sie wache oder träume.

Gecto wurde schnell entwaffnet, aber nicht der Polizei übergeben, denn da Svengali bald wieder zu sich kam und nach Hause gebracht werden konnte, wünschte man alles öffentliche Aufsehen zu vermeiden. Das bereits angekündigte Konzert mußte jedoch um eine Woche verschoben werden, trotz Monsieur Z—'s Verzweiflung darüber; Svengali erlaubte seiner Frau nicht, ohne ihn zu singen; er wollte sie immer um sich haben und ließ sie keinen Moment aus den Augen.

Der Arzt, welcher den Kranken besuchte, fand die Wunde ganz unbedeutend. Aus dem Zustand der Frau konnte er aber gar nicht klug werden. Sie wich nicht von dem Bette ihres Mannes, folgte ihm aufs Wort und fügte sich unbedingt seinem Willen. Im Uebrigen machte sie aber einen förmlich stumpf-

sinnigen Eindruck; hatte vielleicht der plötzliche Schreck ihren Verstand gelähmt?

Als der für das Konzert bestimmte Tag herankam, war Svengali wieder so ziemlich hergestellt. Der Arzt verbot ihm jedoch auf das Entschiedenste, selbst zu dirigiren, und erlaubte ihm nur, in das Theater zu gehen. Das ärgerte und verdroß ihn unbeschreiblich; er gerieth in maßlosen Zorn und tobte wie ein Wahnsinniger; auch Monsieur Z— war ganz außer sich über dies Mißgeschick. Er hatte zwar während der Woche die Proben mit der Kapelle abgehalten, aber doch gehofft, Svengali werde bei der Aufführung die Leitung selbst übernehmen. Die Musiker waren vortrefflich geschult und hatten dieselben Stücke schon öfters gespielt. Sämmtliche Begleitungen zu den zahlreichen Liedern seiner Frau hatte Svengali auf das Sorgfältigste für sein Orchester gesetzt und niedergeschrieben.

Nach dem Ausspruch des Arztes blieb nichts übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen. Man beschloß, daß Svengali in einer Loge dem Podium gegenüber Platz nehmen sollte, wo seine Frau ihn bequem im Auge behalten konnte; auch verabredete er mit Monsieur Z— verschiedene Zeichen zu gegenseitiger Verständigung, falls irgend eine Schwierigkeit einträte. Die letzte Probe wurde auf diese Weise am Vorabend des Konzerts (an einem Sonntag) im leeren Theater gehalten; Alles ging vortrefflich von statten und die Svengali sang so schön wie immer.

Am Montag Abend nahm die Sache ihren gewöhnlichen Gang. Das Haus war bald zum Erbrüden voll, nur die Mittelloge des ersten Ranges blieb leer. Die Behnstühle im Parterre, zu einer Guinee, waren sämmtlich besetzt; hier hatten auch Taffy, der Laird und der kleine Billy ihre Plätze, gerade der Bühne gegenüber.

Die Musiker fanden sich allmählich ein und begannen ihre Instrumente zu stimmen. Neugierige Blicke aus dem Publikum wandten sich von Zeit zu Zeit nach der unbesetzten Loge hin. Vermuthlich erwartete man dort irgend ein Mitglied der königlichen Familie.

Unter lautem Beifall trat jetzt Monsieur Z— an das Dirigentenpult und verneigte sich; dann flog auch sein Blick nach der leeren Loge hinüber.

Er gab das Zeichen zum Anfang, erhob den Taktstock und die Kapelle spielte einige ungarische Tänze mit glänzendem Erfolg. Hierauf endstand eine längere Pause; auf der Gallerie fing man an, ungeduldig zu werden. Monsieur Z— war verschwunden.

Taffy erhob sich von seinem Sitz, wandte dem Orchester den Rücken und sah sich im Theater um.

In dem Augenblick kam ein großer Herr mit langem Haar und schwarzem Bart in die vorhin leere Loge und trat dicht an die Brüstung heran. Seine Blicke schweiften über die Zuschauermenge — es war Svengali.

Als er Taffy stehen sah, ward er todtbleich; ihre Augen trafen sich.

„Großer Gott!“ rief Taffy, „seht doch nur, seht!“

Der kleine Billy und der Laird standen auf. Sie sahen Svengalis Blicke mit einem so furchtbaren Ausdruck von Schrecken, Wuth und Entsetzen auf sich gerichtet, daß es durch Mark und Bein ging. Er nahm nun in der Loge Platz, starrte aber noch immer unverwandt zu Taffy hinüber, verdrehte die Augen, daß das Weiße oben zum Vorschein kam, und biß die Zähne aufeinander vor Gift und Galle.

(Fortsetzung folgt.)

Goldsucher in Neu-Guinea.

Seit einem Jahre ist Neu-Guinea das Eldorado der Goldsucher geworden. Die vielversprechendsten, 1894 entdeckten Goldfelder am Mambarefluß liegen an der Grenze des britischen und deutschen Verwaltungsgebietes, und beide Verwaltungen treffen ihre Maßregeln. So erließ am 13. Januar d. J. der Landeshauptmann von Kaiser Wilhelmsland eine Verordnung, nach der ein Jeder, der in den deutschen Schutzgebieten nach Erzen, Edelfeinen graben will, sich einen Erlaubnißschein ausstellen lassen muß, ebenso wie die Fischer in den zum Schutzgebiete gehörenden Gewässern, Holzfäller, Perlfischer, Koprassammler, Ausbeuter von Guanlagern, Handelsreisende bei Strafe bis zu einem Monat Gefängnis oder Geldstrafe bis zu 100 Mark und Einziehung aller Werkzeuge und Erträge. Mit welchen Schwierigkeiten augenblicklich noch die Goldsucher in jener Gegend zu kämpfen haben, zeigen, wie Dr. A. Volmer in „Petermanns Geogr. Mitth.“ erzählt, die Schicksale dreier Männer, welche der deutsche Kreuzer „Falke“ im Februar dieses Jahres in Neu-Pommern aufnahm und nach Sydney brachte. Die drei Goldsucher David Davies, Georg Steele und Peter Olsen gehörten einer Gesellschaft an, die, 21 Weiße und 65 farbige Träger stark, im August v. J. nach dem Mambare- oder Ginde-Fluß segelte. Die Goldsucher führen den Fluß hinauf bis zur englischen Polizeistation, die unter J. Green stand, und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, um ihr Glück zu versuchen. Die drei oben genannten Goldsucher gingen mit einigen Gefährten und Trägern noch 80 englische Meilen weiter. Unterwegs sahen sie in den Ortschaften außen an den Hütten der Eingeborenen viele Menschenköpfe hängen. Nachdem sie mit geringem Erfolg einige Zeit Gold gesucht hatten, mußten sie Ende Dezember, da die Zeit, auf welche sie die Träger angeworben hatten, zu Ende des Jahres abließ, nach der Küste zurück. Auf verschiedenen Flößen schifften sich die Drei mit ihren Trägern auf dem Flusse ein. Unterwegs trafen sie einen anderen Goldsucher, der ihnen erzählte, daß zwei Goldsucher von feindseligen Eingeborenen ermordet worden seien; er hatte gesehen, wie die Buschleute die Unglücklichen mit Keulen tödteten und ihre Gewehre raubten. Von den sechs farbigen Begleitern war einer getödtet, vier in einem Kanu entkommen, er selbst in den Busch geflohen und später am Ufer weitergeflutet. Die Drei fuhren den Fluß hinab, erreichten glücklich die Küste, hatten aber schwer an Trinkwassermangel zu leiden. An der Flussmündung trieb zur Nachtzeit der Fluß ihre Flöße ins Meer, und nur unter großen Anstrengungen gelang es ihnen, sich wieder dem Lande zu nähern. Hier weigerten sich aber die Träger, aus Furcht vor den Eingeborenen, ans Land zu gehen. Deshalb bestiegen die drei Weißen mit den Trägern allein ein Floß und landeten am Morgen auf einer kleinen Insel, wo sie ihren Durst durch einige am Boden liegende Mangoes stillen konnten. Mit vierzig Kanus näherten sich dann die Wilden der Insel, wurden aber durch die Gewehre in Schach gehalten. Schließlich erhielten sie von ihnen aber vier Kofosnüsse, die sie vor dem Verschmachten retteten. Später tauschten sie sich Kanus ein und kamen in fünfägiger Fahrt längs der Küste an den Huon-Golf, wo sie wieder von bewaffneten Eingeborenen bedroht wurden. Als sie dann Nachts bei heftigem Sturm zu landen versuchten, wurden ihre Kanus zerschellt und sie verloren fast sämtliche Vorräte. Zum Glück fanden sie am folgenden Morgen fremdliche Eingeborene, die ihnen zwei Kanus ein tauschten. So kamen sie zur lutherischen Missionsstation auf Bambula Island, wo sie sehr gastlich aufgenommen wurden. Kaum hatte der „Falke“, der vier Monate lang die Inseln des deutschen Schutzgebietes besucht hatte, die drei Männer und die Kunde von ihren Erlebnissen nach Sydney gebracht, so meldete der Schoner „Curlaw“ die noch viel schrecklichere Nachricht von einem zweiten Blutbad am Mambarefluße, bei dem viele Menschenleben der Blutgier der Wilden zum Opfer gefallen seien. Am 14. Januar wurde der schon erwähnte englische Regierungsbevollmächtigte Green mit mehreren schwarzen Polizeisoldaten und schwarzen Trägern von den Wilden des Drowowo-Stammes überfallen und ermordert.

Green hatte den Gouverneur im Innern der Insel verlassen, um an die Mambarenmündung zurückzukehren und den Regierungsdampfer „Merry England“ zur Aufnahme des Gouverneurs nach der Nedscarbucht an der Westküste zu entsenden. Er hatte von Port Moresby einen Gefangenen des Mambarestammes mitgebracht, der dort Gefängniswärter geworden war und später an ihm zum Verräther wurde. Anfangs wurden ihnen Geschenke an Schweinen und Nahrung gebracht, und die

Frau des Gefangenen wohnte im Lager. Die Eingeborenen brachten Lebensmittel auch zum Verkaufe, blieben auch wohl Nachts im Lager, da Green keinen Argwohn gegen sie hegte und auf seine Beliebtheit vertraute. Um die Wilden mehr von den Goldfeldern abhalten zu können, wollte Green seine Polizeistation weiter ins Innere den Mambarefluß hinauf verlegen, hatte dazu einen passenden Platz ausgesucht und war beschäftigt, die Umgebung von Bäumen und Gebüsch zu reinigen. Nachdem das Haus schon gerichtet war, seine Leute im Gebüsch zerstreut beschäftigt waren, stieg er aufs Dach und hatte seine Waffen unten gelassen. Die Polizeisoldaten waren nicht weit vom Hause mit der Errichtung eines anderen Gebäudes beschäftigt und ebenfalls waffenlos, obschon sich am Morgen vor dem Abmarsch zum Platze schon eine gewisse Unruhe unter den Leuten gezeigt hatte und die Träger gebeten hatten, ihre Gewehre mitzunehmen zu dürfen, da sie Verrath fürchteten. Green, der ihnen selbst mißtraute, hatte dies abgeschlagen. Als nun Green auf das Dach gestiegen war, gab ein eingeborener Polizeisoldat ein Zeichen; plötzlich erscholl hinter dem Mangrovengebüsch gelles Kriegsgeschrei, und ein Hagel von Speeren überschüttete den Platz. Green rief ihnen zu: „Drowowoi!“ d. h. Frieden! war, als sie zu schießen fortfuhren, seinen Hammer auf sie; doch die Mambareleute kletterten aufs Dach, erschlugen die Verwundeten mit Keulen und warfen ihre Leichen hinab. Als eine Stunde nach dem Ueberfalle Kapitän Whitlow mit einer Anzahl schwarzer Polizisten an die Stelle kam, erregte die auffallende Stille seinen Argwohn; er drang vorsichtig in das Dickicht und sah Green an der Erde liegen, zwei Speere in der Brust, mit gespaltenem Schädel, einen Zimmermannsbleistift noch krampfhaft in der erstarrten Hand haltend, neben ihm einen eingeborenen Polizeisoldaten, sonst Blutlachen, geronnenes Blut, Kleiderfetzen am Gebüsch, aber keine Leichen, da die Drowowos diese mitgeschleppt hatten, um ein Kannibalenfest zu feiern. Whitlow benachrichtigte nun rasch die Leute im alten Lager und schickte Briefe an die Goldsucher auf dem Felde, daß man das Lager aufgeben müsse; drei von ihnen, Schmidt, Ryan und Brown, ließen zurückmelden, sie hätten Nahrung für neun Wochen und wollten bleiben. Die Uebrigen kamen, obschon die Wilden das Lager beständig bewachten. Die Boote und Flöße wurden mit Proviant versehen, alle überflüssigen Beile in den Fluß geworfen, das Lager zerstört, eine Menge Vorräte aber zurückgelassen, die alsbald die Leute von 70 bis 80 Blünderern zurückerne. Dana wurde ein Lager östlich von Mambare bezogen, von wo aus die Ueberlebenden in Sicherheit kamen.

Trotz dieser Unglücksbotschaften, die meist auf einen Mangel an Vorsicht zurückzuführen sind, wächst die Zahl der Goldsucher für Neuguinea täglich, und die australischen Schiffsgesellschaften machen in Folge des Goldfiebers glänzende Geschäfte. Jedenfalls wird durch diese Pioniere der Zivilisation das Innere der großen Insel immer mehr bekannt und das Leben dort bald sicherer werden.

Allerlei.

Weiblicher Instinkt. Im Mittelalter gab es ein Gesetz, nach welchem von zwei eines Verbrechens verdächtigen Personen immer die häßlichere bestraft wurde. Auch jetzt noch kommt es vor, daß sich Richter bei ihren Urtheilen zuweilen durch physiognomische Eindrücke bestimmen lassen. Der gute Eindruck, den ein hübsches Gesicht, das vielleicht nur eine schwarze Seele deckt, auf Jedermann macht, ist ja notorisch, ebenso wie eine abstoßende Physiognomie, z. B. ein stehender Blick, niedrige Stirn, absteigende Ohren, hervorragende Backenknochen, fahle Gesichtsfarbe, nicht geeignet ist, Sympathien zu erwecken. Nicht immer aber hat ein häßlicher Mensch auch eine häßliche Seele. Schiller z. B. war ein grundhäßlicher Mensch. Man darf sich keineswegs verleiten lassen, häßliche Menschen ohne Weiteres auch für böse Menschen zu halten. Gewiß aber giebt es einen Ausdruck im Gesicht eines Menschen, in seinem Blick, seinem Lächeln, wodurch er scharfen Beobachtern oder feinfühligem Menschen verräth, wes seines Kind er ist. Und doch ist es der modernen Anthropologie mit all' ihrem Studienrüstzeug noch nicht gelungen, den Verbrechertypus wissenschaftlich festzustellen. Wird doch sogar behauptet, daß der große Physiognomiker Lavater einmal das Bild eines schweren Verbrechers für das Bildniß Herder's gehalten habe. Lombroso schreibt den Frauen einen besonderen Instinkt zu, Verbrecher zu erkennen. Er erzählt, daß seine Mutter, die abgelehnten von der Außenwelt lebte, zweimal in unbescholtene jungen Männern den künftigen Mörder abnte, und beide Male behielt sie Recht. Eine junge römische Dame, die spätere Gräfin della Rocca, weigerte sich einmal, in Gesellschaft mit einem wegen seines Geistes allgemein bewunderten Manne zu sprechen. Als man sich nach dem

Warum? fragte, erwiderte sie: „Weil dieser Mann ein Mörder werden wird, wenn er es noch nicht ist.“ Der Mann wurde später als „Brigant Francesconi“ in ganz Italien bekannt und gefürchtet. Lombroso hat einmal eine Lehrerin, die möge ihren Schülerinnen, lauter erwachsenen Mädchen, zwanzig Photographie von berühmten Männern und zwanzig Photographie von Verbrechern vorlegen, ohne die Mädchen auf den Charakter der einzelnen Persönlichkeiten aufmerksam zu machen. Dreißig Prozent der Schülerinnen erkannten auf den ersten Blick aus den Bildern den Charakter der dargestellten Personen.

Der gestrenge Professor. Vor Kurzem ist, wie uns mitgeteilt, in der siebenbürgischen Stadt Klausenburg ein Mann gestorben, Universitätsprofessor Brassai, der nicht nur durch seine ungewöhnliche, univiale Gelehrsamkeit, sondern auch durch sein hohes Alter — er erreichte 100 Jahre — in ganz Ungarn bekannt war. Brassai besaß manche Eigenheiten, darunter auch die einer leidenschaftlichen Liebe für Musik. Man erzählt, daß er ohne Aufenthalt von Klausenburg nach Berlin reiste, um die Patti zu hören — eine Leistung, die für die zähe Ausdauer und Widerstandsfähigkeit des damals fünfundsiebzigjährigen ebenso zeugte, wie für seinen Kunst-Enthusiasmus. Noch amüsanter ist die folgende Anekdote aus den sechsziger Jahren: Liszt, Reményi und Bülow kamen nach Budapest, um zu konzertieren. Mehr brauchte Brassai nicht. Er rüstete trotz der energischen Proteste seines Hausarztes sofort zur Abreise. „Sie bleiben hier — oder sterben unterwegs,“ erklärte der Arzt. Der 70jährige Mann zuckte die Achseln und klingelte, als der Arzt sich entfernte hatte, seinem Diener. „Da hast Du meinen Schlafrock, stoße ihn mit Stroh aus, lege ihn auf den Divan und lehre ihn gegen die Wand. Wenn der Herr Doktor kommt, sagst Du ihm, daß ich schlafe.“ — Der Diener gehorchte natürlich, Brassai aber reiste nach Budapest. Dreimal kam inzwischen der Arzt zum Besuch, immer hieß es, Brassai schlafe, und der Arzt gab sich stets damit zufrieden. Am vierten Tage empfing Brassai den Doktor im Hausflur: „Schau, schau, Domine,“ rief ihm der Arzt zu, „gestern noch zu Bett und heute schon ganz munter, wie kommt denn das?“ — Brassai, der seinen Schlafrock trug, winkte derseits: „Siehst Du denn nicht, mein Sohn, daß ich denselben Schlafrock trage, den Du zuerst hast, während ich in Budapest war?“ — In den letzten Jahren seiner Unterrichtsperiode war der alte Herr sehr zerkürr. Anlässlich eines Vortrages wollte Brassai nach seiner Uhr sehen. Zur allgemeinen Ueberraschung zog er aus der Westentasche einen — Frosch hervor, den er am selben Morgen im Teich gefangen hatte, um das Thier auf seine Herzthätigkeit zu prüfen. In seiner Zerkürrtheit hatte Brassai dann die Uhr ins Wasser geschleudert und den Frosch in die Tasche gesteckt.

Im Ferganengebiet und besonders in der Stadt Kokand und Umgegend tritt der Kropf unter der eingeborenen Bevölkerung geradezu endemisch auf; er entwickelte sich derartig, daß er häufig bis zur Brust reicht und daß manche Eingeborene sich nicht anders zu helfen wissen, als daß sie sich für ihren Auswuchs einen Korb anfertigen lassen und den Korb mit seiner Last mittelst eines um den Hals gehenden Strickes befestigt mit sich tragen. Trotz aller Forschungen haben die Aerzte die Ursache dieser Erscheinung noch nicht ermittelt, die meisten neigen der Ansicht zu, daß das Wasser im Ferganengebiet Mikroben enthalten muß, welche die Bildung der Kropfe befördern. Der Umstand, daß die russische Bevölkerung, welche das dortige Wasser seit nun in gedachtem Zustande genießt, beinahe gänzlich von dieser Krankheit verschont bleibt, spricht stark für die Richtigkeit dieser Annahme. Vereinzelt sind nur einige russische Soldaten am Kropfe erkrankt, doch ist es noch immer gelungen, die Krankheit in ihrem ersten Entstehen durch einige Jod-Einreibungen zu beseitigen. Die einheimische Bevölkerung zeigt sich ganz gleichgültig gegen alle ärztliche Hilfe. Der Erkrankte geht zum Mullab, läßt über sich einige Gebete aus dem Koran lesen und ergiebt sich dann geduldig in sein Schicksal, um so mehr, als die Krankheit keine Schmerzen bereitet und die von ihr Betroffenen noch oft ein hohes Alter erreichen. Nur einmal ließ sich ein angesehenes Eingeborener, der seinen Kropf in einem Korbe mit sich trug, von den russischen Ärzten zu einer Operation bewegen, er blieb aber in Folge starken Blutverlustes unter dem Messer, und seitdem will man im Ferganengebiet von der russischen Heilung des Kropfes absolut nichts mehr wissen. Ganz räthselhaft ist, daß fast ausschließlich nur der männliche Theil der einheimischen Bevölkerung unter dieser Krankheit zu leiden hat. Daß auch Frauen an ihr leiden, gehört zu den größten Seltenheiten.

Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“.

Findesiedle.

Moderner Maler (vor der leeren Leinwand): Ein Königreich für eine verrückte Idee!

Auf dem Trödelmarkt.

Brödl: Kommen Sie her, Sie, laufen Sie mit einem Koffer ab, billig soll'n Sie'n haben.

Dallesmann: Was soll ich mit'n Koffer?

Brödl: Is doch 'n sehr notwendiges Stüd für die Wirtschaft, da können Sie hineinlegen Ihre Kleider.

Dallesmann: Nu, was hab' ich davon, soll ich nachher nach heranzulassen?

Legenwort. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto F. Heile, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Recht zu verwechseln.

(Beim Konzert in Stadthagen.)

„Sie, Frau Nachbarin, können Sie mir sagen, was für ein Stück eben gespielt wird?“

„Es muß entweder das ‚Preislied‘ aus den ‚Meisterfingern‘ oder ‚Im Granerwald ist Holzkantion‘ sein. Die zwei verwechseln ich immer.“

Bedeutliches Vorbild.

„Hier, mein Kind,“ sagte ein junger Ehemann zu seiner Gattin auf der Hochzeitsreise, „mußt Du Dich ganz ebenso benehmen, wie die Einheimischen. Sieh' es ihnen einfach ab!“

Das erste, was die junge Frau sah, war ein Busche, der bettelnd auf dem Kopfe stand und Had schlug.

Schnellfüßige Griechen.

Sie folgen nur zum Theil der Ahnen Spur, Man sieht es deutlich, ihr Verhängniß will es:

Sie haben vom Besten die Natur Und nur die Ferkel leider von Achilles.

Wirksame Drohung.

Spigbube (zur alten Jungfer, die ihn beim Wäschebiefstahl er tappt): Sie, ich rat's Ihnen, lassen Sie mich lieber laufen! Wenn Sie mich anzeigen, kommen Sie vor Gericht, und da müssen Sie Ihr Alter angeben!

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Die große Kunst der Wandmalerei hat einen hervorragenden Vertreter in Prof. Hermann Hell gefunden. Zu den schönsten Schöpfungen gehören des Künstlers Fresken im Treppenhause des Museums zu Breslau. In Heft 22 der „**Modernen Kunst**“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart) werden diese Wandbilder eingehend behandelt und drei von ihnen, „Der Zug des Pegasus“, „Der Garten der Hesperiden“ und „Der Kampf mit dem Drachen“, in ausgezeichneten Reproduktionen vorgeführt. Die Verherrlichung der antiken und christlichen Weltanschauung, aus der noch heute unser Geistesleben seine tiefsten Anregungen schöpft, zeugt in Hell's Darstellungen von einer Tiefe geistvollen Empfindens und echt malerischen Ausdrucks, wie sie nur wenigen hochbegabten Künstlernaturen eigen ist. Heft 22 der „**Modernen Kunst**“ ist auch im Uebrigen reich an ausgezeichneten künstlerischen Gaben. Die drei Kunstbeilagen: „Eine Harems-Schönheit“ von G. Costa, „Die Feinde kommen!“ von H. Eichstadt und „Auf dem Friedhof“ von A. Kamiński sind Bilder ersten Ranges, die in meisterhaften Holzschritten dargeboten werden. Aus dem Kreise der übrigen Künstler, die an diesem Heft mitgewirkt, seien Wladi Sichelow, G. Bogna, Bruno Pöhlheim, G. Quillier, E. Harburger und Fritz Stahl hervorgehoben. Manche der von ihnen gelieferten Bilder sind in Farbendruck wiedergegeben. Im Text fesseln Georg Busch durch seine geheimnißvolle, sehr interessante Geschichte „Schneewittchen“, die in einem Maleratelier spielt, Fedor von Jodelitz durch die Fortsetzung seiner spannenden Novelle „Knospengauer“ und Friedrich Haase, der berühmte Schauspieler, durch die Fortsetzung seiner geistvoll geschriebenen Memoiren. Bemerkenswerth ist auch der Inhalt des Heftes mit den Bildnissen Tamagno's, Rosa Verena's und des Keinen Retzu, die jetzt am Volkstheater in Wien Triumphe erntet. In der Beilage findet sich eine Reihe lehrreicher kleinerer Artikel, die Kunst, Sport und Leben der Gesellschaft behandeln.

— Ludwig Anzengruber's **Gesammelte Werke**. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in 60 Lieferungen zu 40 Pf. alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Diese dritte Auflage von Anzengruber's sämtlichen Schriften, vom Cotta'schen Verlag in Lieferungen veranstaltet, um diesem Volksdichter so, wie er es verdient, den Weg in die breitesten Schichten des Volkes zu bahnen, ist nunmehr bis zur 19. Lieferung einschließlich vorgeritten. Die „**Dorfgänge**“, diese reiche Fundgrube von Schilderungen aus dem Landleben, wie sie in solcher Echtheit nur einem Kenner wie Anzengruber gelingen konnten, werden darin bis zum Anfang des zweiten Theils geführt. An diesen Sachen ist der Dichter selbst, wie er in der **Wanderei** als **Vorrede** verräth, mit seinem Innersten theilhaftig. Sie zeigen ihn so recht als den Schriftsteller, der schreibt, „weil er muß“. So hängt denn auch der Leser gleichsam an den Lippen des Erzählers, und was dieser muthwillig, dringt, als Erlebtes und Lebendes, mit seiner Innigkeit und Wahrheit ohne Widerstand in die Herzen der Hörer.